

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Der Schulrat Dupfer hat beantragt, die Schule in eine Halbtagschule zu verwandeln!“ verteidigte er sich endlich. „Zweundsiebzig Kinder aller Altersstufen gleichzeitig zu unterrichten, das übersteigt die Kräfte eines normalen Menschen!“

„So!“ fuhr ihn der Revisor an. „Also Ihre Kräfte reichen nicht aus. Ich werde mir das merken. Sie werden mir jetzt das Haus und den Garten zeigen, damit ich mich von dem ordnungsmäßigen Zustand des Schulgrundstückes überzeugen kann.“

Moritz Gassel schritt voran, und Doktor Schroll folgte. Beim Bienenschuppen machte er halt, aber in respektvoller Entfernung.

„Ich zähle da zwanzig Bienenkörbe!“ rief er drohend. „Das ist zuviel. Das lenkt Ihre Aufmerksamkeit von der Schule ab. Das gleiche gilt vom Garten. Sie verkaufen auch Gemüse nach Rudolfsch. Ich finde das ganz ungehörig. Sie haben doch Ihr Gehalt. Sie gehen auch auf die Jagd! Das ist für einen Lehrer einfach unpassend!“

„Der Herr Baron von Winkelberg hat mich darum gebeten!“

„Und weshalb verfällt er gerade auf Sie? Ich warno Sie hiermit vor diesem Menschen! Er ist kein Umgang für Sie. Sie verkehren da drüben. Ich weiß es. Sie haben an Wahlversammlungen teilgenommen. Das untersage ich Ihnen hiermit. Sie haben Ihre Kollegen beleidigt. Sie haben Streitigkeiten im Lehrerverein hervorgerufen. Sie haben da einen Vortrag gehalten, der geradezu revolutionär war. Ich bin über Sie vollständig orientiert.“

„Das sehe ich!“ knirschte Moritz Gassel und ballte die Fäuste. „Und ich kenne auch den Denunzianten!“

Doktor Schroll überhörte das letzte Wort vornehm.

„Womit verbringen Sie Ihre außeramtliche Zeit?“

„Ich bereite mich auf meine zweite Prüfung vor.“

„Sie gehen mit den Kindern am Sonntagnachmittag über die Felder und in den Wald. Dabei nehmen Sie mit Vorliebe die größeren Mädchen mit. Ich verbiete Ihnen das hiermit energisch!“

Moritz Gassel rang nach Atem. Das war ihm doch zu starker Tabak!

„So eine infame Niederträchtigkeit!“ schrie er.

Da machte Doktor Schroll auf dem Absatz kehrt und ging zu Sebaldus Pohl hinüber, dem er ein sehr gutes Zeugnis schrieb. Das war ein Mensch, der ein inneres Interesse an der Schule hatte, der sich auch um die sittliche Erziehung des ganzen Lehrerstandes bekümmerte und der durch seine wahrheitsgetreuen Berichte dem Kreissschulinspektor Doktor

Schroll das schwere Amt nach Möglichkeit zu erleichtern bestrebt war.

Als Moritz Gassel sein Protokoll überlas, stiegen ihm die Haare zu Berge. Wer er warf die Munte nicht ins Korn. Mit angestrengtem Fleiße prägte er sich den pädagogischen Wissensstoff ein. Jetzt wollte er es erzwingen. Nur an Sebaldus Pohl durfte er dabei nicht denken. Dann liefen ihm die Gedanken durcheinander. Und als er wieder einmal mit dem Baron Schach spielte, schüttete er ihm sein Herz aus.

Nächstd hörte Fritz von Winkelberg zu, dann warf er ein paar Zeilen auf einen Briefbogen und reichte ihn Moritz Gassel hin. Es war eine höfliche Einladung an den Kreissschulinspektor, die Gemarkung Brislawe von nun an als sein eigenes Jagdgebiet anzusehen.

„Das geben Sie ihm, wenn er wiederkommt. Die drei Hagen, die er das Jahr trifft, können wir schon verschmerzen.“

Moritz Gassel dankte, hob das Schreiben sorgfältig auf, sahte wieder Mut und repetierte für die Prüfung, daß ihm der Kopf rauchte. Er dachte an nichts mehr, nicht einmal an Sebaldus Pohl, und pflanzte sich unermüdlich den Wissensstoff in das Hirn. Sogar seinen Garten vernachlässigte er darüber, und zwei Schwärme gingen ihm durch. Doch er konnte sie verschmerzen. Als der Termin herankam, an dem die schriftliche Arbeit abgeliefert werden sollte, fühlte sich Moritz Gassel so sicher, daß er seinen revolutionären Vortrag über das Thema „Die Dorfschule als Standeschule“ einsandte. Er wollte diese Gedanken, die sein Eigentum waren, vor aller Welt verteidigen. Vor Pfingsten reiste er nach dem kleinen Oberstädtchen, wo das Seminar war. Noch am Abend meldete er sich bei dem alten Seminarbibliothekar, der, ein verknöchertes Bedant, ihn sofort schief ansah, weil er schon nach zwei Jahren wiederkam. Und der Auffay mit den rabiaten Forderungen tat das Uebrige. Im Gasthaus, wo er übernachtete, traf er mit einigen seiner früheren Seminargenossen zusammen, die, vor sich das Bierglas, in der Hand das Lehrbuch, draußlos büffelten, als hinge ihre Seligkeit davon ab. Moritz Gassel lachte sie aus und schlief fest und tief. Die schriftlichen Klausurarbeiten und die Lehrprobe verliefen ohne Störung. Erst am dritten Tage, als die beiden Vertreter der Regierung und des Schulkollegiums erschienen, um der mündlichen Prüfung beizuwohnen, gingen Moritz Gassel allmählich die Augen auf. Die Prüflinge waren in Gruppen zu je acht geteilt und wurden in diesen Formationen von einem Zimmer ins andere befördert. Moritz Gassel war der Letzte der ersten Abteilung. Er kam immer erst an die Reihe, wenn die anderen schon hinausgeschickt waren. Und da hatte er denn Zeit, über diese hochnotpeinliche Einrichtung sich einige Gedanken zu machen. Man prüfte nur das Gedächtnis, fragte nach Daten und Zahlen, nach psychologischen Tabellen und Dispositionen von Erziehungsgrundsätzen, kontrollierte die Fächer des Gehirnkastens auf ihre Füllung und machte einen Feststrich, wenn eins in der Haft der letzten Wochen leer geblieben war. Fragte einer der Lehrer, für die

es übrigens auch eine schwere Prüfung war, nach einem allgemeineren Thema, so mußte sich der Prüfling, wollte er Unterbrechung vermeiden, streng an das vorgeschriebene Lehrbuch halten, dessen Verfasser ihm alle diese Dinge muster-gültig vorgebracht hatte.

Alle hatten Angst, waren nervös und schwitzten, manche rangen bei ihren Vorträgen die Hände und stotterten, andere schwanken das Blaue vom Himmel herunter, wenn sie das gestellte Thema nicht beherrschten. Moriz Gassel war ruhig. Er sah die Pein seiner Vorgänger und bohrte einstuweilen mit seinen stillen Fragen.

Was hatte dies alles, was hier abgefragt wurde, mit der Schule zu tun? So konnte man Professoren fragen, die die Pädagogik als ein wissenschaftliches Objekt betrachten, nicht aber junge Schulmeister, die pädagogische Subjekte sein sollten. Und weshalb dieser ganze unsinnige Betrieb? Anstatt den Prüflingen Gelegenheit zu geben, ihre Fertigkeiten den Kindern gegenüber zu zeigen, fragte man sie hier nach diesen Fertigkeiten. Wer am besten zu schwagen wußte, bekam eine gute Note! Wer das ganze Lehrbuch bis auf die Deckel im Kopfe hatte, erhielt Nummer eins. War es nur eine Komödie, die hier aufgeführt wurde? Wozu überhaupt das Gedächtnis belasten mit Dingen, die einem jederzeit im Buche zur Verfügung standen?

Da fielen ihm plötzlich die Schuppen von den Augen. Und er sah vor sich das Mittelalter, das dunkle, traurige Mittelalter, wo sich die Leute um einen lumpigen Glaubenssatz die Köpfe einschlugen, wo die Folter knirschte und die Daumenschrauben das Blut unter den Nägeln hervorlockten. Und hier war noch dieses böse, schlimme Mittelalter, hier in dieser Mäuserung, in all diesen sogenannten Prüfungen hatte es sich erhalten, mit Daumenschrauben, spanischen Sieseln und Folterrad. Nur daß man heute den Geist malträtierte.

Moriz Gassels Vordermann ging. Und der Seminardirektor schlug ein Blatt in seinem Notizbuch herum.

„Herr Gassel!“ sprach er mit seiner quarrenden Stimme. „Mit welchem Pädagogen haben Sie sich besonders beschäftigt?“

„Mit allen!“ erwiderte Moriz Gassel schnell, denn er witterte eine Falle.

Und nun begann ein Fragen, daß Moriz Gassel die Ohren steif halten mußte, um nicht unter die Näder zu kommen. Der alte, weißhaarige Schulrat, der an dem grünen Konferenztische saß, blätterte unterdessen aufmerksam in den Papieren, die vor ihm lagen. Es war Moriz Gassels revolutionärer Aufsatz und das letzte Revisionsprotokoll, das Doktor Schrill über die Brißlawer Schule verfaßt hatte. Der Aufsatz interessierte ihn besonders, viel mehr, als die üben Fragen und Antworten, die zwischen dem Seminardirektor und Moriz Gassel hin und her flogen. Endlich hatte der Direktor eine bedeutende Pöde aufgespürt und forschte eifrig weiter. Es war die Lebensgeschichte des Emilverfassers. Moriz Gassel merkte allmählich, daß ihm die Prüfung möglichst schwer gemacht werden sollte, wurde unsicher, verwechelte den Inhalt des zweiten Teils dieses Erziehungsromans mit dem dritten Teil, verleszte einige Sentenzen des ersten Teils in den vierzten und wurde endlich der blöden Quälerei müde. Er schwieg.

„Wo verbrachte Rousseau seine Jünglingsjahre?“ fragte der Direktor.

„Jrgendwo auf dem Lande!“ erwiderte Moriz Gassel gereizt.

„Sie wissen also nicht den Ort und auch nicht die Personen, mit denen er in dieser Zeit in Berührung kam?“

„Nein!“ rief Moriz Gassel wütend, er lechzte nach einer befreienden Explosion. „Das ist mir ganz gleichgültig, wo und mit welchen schlechten Frauenzimmern er sich herumgetrieben hat. Ich bin der Meinung, das gehört nicht zur Pädagogik!“

Der Direktor prallte entsetzt zurück, und der alte Schulrat hob verwundert die Augen. Forschend betrachtete er den aufgeregten Prüfling und schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Bitte!“ wandte er sich darauf zu dem Seminardirektor. „Lassen Sie mich auf ein paar Minuten mit dem Herrn allein.“

Der Seminardirektor schrieb in sein Notizbuch eine sehr schlechte Nummer und verließ das Zimmer. Moriz Gassel hatte ihm am liebsten das Tintenfaß nachgeschleudert. Jetzt

sah er den Schulrat an. Doch der blieb ganz ruhig. Er blätterte in den Papieren und schüttelte wieder den Kopf.

„Ich möchte Ihnen einen guten Rat geben!“ sprach er dann gütig. „Treten Sie von der Prüfung zurück!“

„Nein!“ rief Moriz Gassel energisch.

„Ich meine es gut mit Ihnen!“ fuhr der Schulrat fort. „Es wird Ihnen kaum möglich sein, die geforderte Anzahl der Punkte zu erreichen. Ihr Aufsatz, der einige ganz gute Ideen enthält und eine erfreuliche Selbstständigkeit im Denken verrät, ist vom Kollegium einstimmig abgelehnt worden. Ihre sonstigen schriftlichen Arbeiten sind nicht so hervorragend, den Ausfall wieder einzubringen. Ihrer Lehrprobe allein haben Sie die Zulassung zum mündlichen Examen zu verdanken, obgleich das Protokoll Ihres Kreisinspektors das schlechteste ist von allen, die uns vorliegen.“

„Dieses Protokoll erkenne ich nicht an!“ rief Moriz Gassel empört. „Es ist von einer schreienden Ungerechtigkeit!“

„Trotzdem wird es ausschlaggebend sein müssen!“ fuhr der Schulrat fort, ohne die letzte kühne Behauptung zurückzuweisen. „Ich werde im Laufe des Jahres nach Brißlaw kommen und selbst zum rechten sehen. Aber treten Sie zurück und kommen Sie übers Jahr wieder!“

„Nein!“ sprach Moriz Gassel verstockt. „Ich habe meine Pflicht getan, ich habe gearbeitet und bin mir keines Fehlers bewußt.“

„Dann werden Sie die Folgen zu tragen haben!“ erwiderte der Schulrat ernst und ließ ihn allein.

Vierundzwanzig Stunden später war Moriz Gassel durchgefallen, der einzige der Schwereprüften. In diesem Inquisitionsverfahren fehlte auch der mittelalterliche Scheiterhaufen nicht. Moriz Gassel saß darauf und die andern, die durchgekommen waren, führten einen Freudentanz auf. Mut und Groll würgten seine Kehle. Jetzt wurde es ihm klar, daß über sein Schicksal schon vor Beginn der Prüfung abgestimmt worden war. Vielen Prüflingen, die unsicher waren und nichts gelernt hatten, war eine viel wohlwollendere Behandlung zuteil geworden, als grade ihm. Und hätte er noch zehnmal mehr gewußt, man hätte ihn doch durchfallen lassen. Während die anderen mit wenigen Minuten davongekommen waren, hatte man ihn stundenlang von allen Seiten ins Kreuzfeuer genommen, bis seine Kraft erlahmte. Und wenn das Revisionsprotokoll des Kreisinspektors ausschlaggebend war, wozu diese ganze Komödie der Prüfung!

Und er fraß seinen Grimm in sich hinein, ging ins Gasthaus zurück, trank mehr, als ihm gut war, und reiste am nächsten Morgen mit schwerem Kopfe ab. Am Abend vor Pfingsten war er wieder in Brißlaw. Keiner im Dorfe wußte, wo er gewesen war. Sebalbus Pöhl aber erfuhr es bald und brachte es noch am Pfingstmorgen herum.

Wie zerschlagen irrte Moriz Gassel an diesem Tage über die Felder, dachte an seinen unglücklichen Vorgänger Felix Winter, den die Ungerechtigkeit dieses schändlichen Systems in den Tod getrieben hatte, und stand plötzlich am Ufer des tiefen Teiches am Fuße der Schwedenschanze.

Weiden und Erlen hatten ihr frisches Grün über das schwarze, stumme Wasser gehängt, gelbe Schwertlilien leuchteten aus den starren Binsen, und irgendwo schrie ein Rohrspatz.

(Fortsetzung folgt.)

## Schwester Mienes Brautfahrt.

Ein heiteres Bild aus ernster Zeit

Von K. v. der Eider.

(Nachdruck verboten.)

„Weiter erzählen, Schwester Miene!“ bat der Verwundete. Er hatte die Augen halb geschlossen. Ein Ausdruck von Seelenruhe war in sein Antlitz getreten. Sie lächelte und erzählte weiter von daheim.

„Ja, es ging sehr einfach im Kantorhause zu, Herr Leutnant. Wir waren viele Kinder: vier große und sechs kleine. Ach das sind droßliche Gdren. Eines ist immer einen halben Kopf kleiner als das andere, und alle haben sie helles Haar und rote Nasenbaden; das kommt von Wind und Wetter.“

„Haben sie auch blaue Augen?“ Ihre lustigen Augen bligten unter der ernsten Schwesternhaube. „Freilich, blau wie Bergglöckchen.“

„Mehr erzählen,“ bat er, und sie erzählte weiter von dem kleinen Märchendorf, das ihre Heimat war. Sie erzählte von der großen alten Dorfsinde, um die abends die Fledermäuse flatterten,

Von den Kindern, die am Wege mit Sonne, Wind und gelben Blättern spielten. Von Ihren Kinderträumen erzählte sie.

„Meine höchste Sehnsucht war, mal in einer Kutsche zu fahren. Ich bildete mir immer ein, es müßte ein Prinz gefahren kommen, der würde halten, und ich würde in die Kutsche steigen und mit ihm davon fahren, und alle Leute würden aus den Häusern kommen, woran meine Eltern und Geschwister. Ja, so träumt man sich das Leben als Kind.“

Er lächelte. „Ich kenne das. Als kleiner Junge träumte ich, daß ich mal ein großer General würde, und als dann der Krieg kam, da wurde der Kindheits Traum noch einmal lebendig. Jetzt ist alles aus. Ich bin auf Monate hinaus nicht einmal selbstständig.“

Sie tröstete ihn. „Man darf nicht murren, wenn mal ein Traum nicht in Erfüllung geht. Ich fange immer wieder einen neuen Traum an, der hilft dann drüber hinweg.“

„Wobon träumen Sie denn jetzt, Schwester?“

Sie erhob sich ziemlich rasch. „Ach, das weiß ich nicht mehr. Nebigens, meine Zeit ist um. Jetzt wird gemessen!“

Sie suchte eine Handvoll Fieberthermometer hervor und schob ihm eines davon unter die Achselhöhle. Dann ging sie hinaus, und in diesem Augenblick erschien dem jungen Offizier das wohlgeputzte Lazarettzimmer noch einmal so kalt und öde wie vorher.

Am einem schönen Sonntagnachmittag im Mai hielt vor dem Lazarett ein hübscher Landbauer. Leutnant Willens hatte sich den Wagen für eine Ausfahrt in die Umgebung Hamburgs bestellt. In einigen Tagen reiste er zur völligen Genesung auf das väterliche Gut. Heute wollte er den schönen Nachmittag für einen Ausflug benutzen, und er hatte die Oberin gebeten, ihm Schwester Miene als Begleiterin mitzugeben.

Sie stiegen ein: der junge Leutnant noch ein wenig blaß in der hübschen feldgrauen Uniform, gestützt auf Schwester Mienes Arm. Die schaute sehr ernsthaft drein, obgleich sie sich im Grunde ihres jungen Herzens auf die Ausfahrt freute. Auf dem Bod saß ein alter, graubärtiger, Hamburger Kutscher, der schaute weder nach rechts noch links.

Es war ein selten schöner Tag. Schon regte sich überall ein heimliches Leben wie Auferstehung aus schwerem Leid. Die Verdien trüllerten in blauer Luft. Grellgrüne Blätter schauten aus dunklen Hüllen hervor.

Der Wagen rollte die Chaussee entlang. Der Kutscher ließ die Peitsche über dem Rücken des Pferdes spielen, ohne es zu berühren. Entfernte Dörfer mit schlanken Kirchtürmen tauchten am Horizont auf.

Fris Willens unterbrach das Schweigen. „Noch ein paar Tage, dann gehe ich fort.“ Sie nickte.

„In Ihre Heimat.“

„Ja — wann wir uns dann wohl wiedersehen?“

Sie fühlte seinen Blick und sah an ihm vorbei in die Ferne. „Kennen Sie die Gegend hier herum, Schwester?“

„Freilich, das ist doch meine Heimat. Da hinten links — das ist der Kirchturm von Reinsdorf.“

„Ach, Ihr Heimatdorf! Wissen Sie, Schwester Miene, das möchte ich mir mal ansehen. Sie haben mir soviel davon erzählt.“

„Ach nein — nicht,“ bat sie. „Wenn man so erzählt, ist es ganz hübsch, aber in der Wirklichkeit sieht es ganz anders aus. Sie würden nur enttäuscht sein. Es ist ein einfaches, ganz armseliges Dörfchen.“

„Wohin ich will es doch sehen,“ sagte er eigensinnig. „Jetzt will ich es gerade sehen — Kutscher, durch Reinsdorf fahren!“

Der Kutscher nickte vor sich hin und bog nach links ab. Er drehte sich nicht um.

Der junge Offizier lächelte zurück. „Ich muß meinen Willen haben. Wir werden an Ihrem Elternhause halten, und Sie können Ihren Eltern guten Tag sagen. Sie waren gewiß seit langer Zeit nicht mehr daheim.“

„Seit Ausbruch des Krieges nicht mehr.“

„Sehen Sie, es war ein guter Gedanke von mir.“

„Das Dorf kam in Stadt. Der Wagen bog in einen schmalen Dorfweg ein. Man fuhr langsamer.“

Von einem Hügel herunter kam eine Kinderchar gezwungen: pausbäckig, mit zerzaustem blondhaar und schmutzigen Kleidern. Die kleinen Füßchen steckten in Holzspantoffeln. Es waren Jungen und Mädchen. Sie hingen an den Wagen und schrien: „Durra!“

Mit einem Male ertönte es: „Heiß du Mieneschwester sehn?“

„Durra, Miene sitzt in de Kutsch!“

„Wollt ihr wohl, ihr Gören!“

Schwester Miene drohte mit geballter Faust. Der Chor antwortete: „Mi ra rutsch — Miene sitzt in de Kutsch.“

Immer lauter ertönte das Geschrei. Sie liefen voran, die Holzspantoffeln in der Hand. Ein kleiner Junge schlug dicht vor dem Pferde einen Wurzelbaum.

„Durra, Miene sitzt in de Kutsch!“

„Lassen Sie umkehren,“ bat die Schwester. Er lachte.

„Wo kommt denn diese dreckige Bande her?“

„Es sind meine kleinen Geschwister,“ antwortete sie mit schamrotem Gesicht.

„Ach, wahrhaftig! — Halt Kutscher! — Drüß in den Wagen mit euch, ihr Krabben. Guel können bei dem Kutscher sitzen.“

„Ja! — Ja! — Ja! Herr General!“

„Mi ra rutsch — wir fahren in die Kutsch!“

„Miene,“ fragte die Jüngste, ein Mädchen mit etnem Gesicht wie ein rotbärdiger Apfel, „ist der General dein Bräutigam?“

„Halt den Mund!“

Miene hatte schon schlaffertig die Hand erhoben, da faßte der Beutnant sie und hielt sie fest.

„Was meinen Sie dazu, Miene, wenn ich jetzt bei Ihren Eltern um diese liebe Hand anhalte? — — — Oder können Sie mich nicht leiden?“

„Doch — — — sehr,“ sagte sie leise.

Da geschah das Ungeheuerliche, daß der Leutnant Schwester Miene einen herzhaften Kuß gab, und die Gören trapan so taftvoll, zu tun, als hätten sie nichts gesehen. Die beiden auf dem Bod zeigten dem Kutscher mit den Zeigefingern den Weg.

Der Wagen rasselte durchs Dorf. Die Leute rissen die Fenster auf und traten vor die Haustüren. Die Dorfstraße fuhren mit Geläch hervor. Es kam Leben in das stille Dorf.

Fris Willens hielt noch immer ihre Hand. „Hattest du es dir so vorgestellt?“

Sie lächelte glücklich. „Ja, gerade so.“

„Fünf Minuten später hielt der Wagen vor dem Kantorhause. Der alte Kantor trat heraus, noch etwas verschlafen, das Samtkäppchen ein hübschen schief auf dem Kopfe. Hinter ihm kam seine Ehefrau, die schlug die Hände über dem Kopf zusammen.“

Da sprangen vom Wagen mit Gewachse sechs schmutzige Pangen herunter. Dunterher kam ein sitfam verkleebtes Brautpaar. Der letzte war der Kutscher. Der nickte und sagte: „Ad gratuliert er!“

### Ein Meister des deutschen Liedes.

Num 100. Geburtstag von Robert Franz, 28. Juni.

Früh mit der Geschichte und Ueberlieferung unserer deutschen Tonkunst verknüpft, bildet Robert Franz im Musikleben Deutschlands doch eine Erleuchtung für sich, abseits von allen musikalischen Parteien, abseits von den großen Strömungen. Ganz mit sich allein ist er aufgewachsen, aus sich heraus hat er sich entfaltet, und indem er ihr den in ihm wirkenden künstlerischen Trieben folgte, hat er seiner Voril den Reiz eigensten Gepräges und einen sicheren Taust zu wahren genützt, an dem selbst der Musikfreund jedes Franzische Lied sofort erkennt. Aus Enge und Dunkel hat er sich langsam und unter harten Kämpfen emporgearbeitet gehabt. Franz entsagte einer alten Dallorientantile in Halle, deren Namen eigentlich Franz war. Sein Vater wurde, um mißliebige Verwechslungen mit seinem Bruder zu vermeiden, in Halle allgemein Franz genannt und dieser Name ist dann auf den Sohn übergegangen, dem schließlich auch die rechtmäßige Führung dieses durch ihn längst berühmt gemachten Namens amtlich bewilligt worden ist. Es waren kleinbürgerliche Verhältnisse, in denen Franz aufwuchs; der Vater ein rechtlicher Mann, aber nüchtern Mann, der seinen Sohn gern recht bald in sicherer Lebensstellung gesehen hätte, die Mutter hingegen feinstinnig, verständnisvoll und angezogen — wie ja künstlerische Begabung in der Regel auf die mütterliche Seite zurückzugehen pflegt. In dem Jungen schummerte das musikalische Talent, bis er 14 Jahre alt war und ganz zufällig ein altes spinnartiges Instrument entdeckte. Von dem Augenblick an aber brach die Flamme in heller Glut empor; er ruhte nicht, bis er mit Hilfe der Mutter das Instrument erhalten hatte. Da ging es denn sonderbar; in wenigen Jahren hatte sich der junge Franz bereits bei allen Musikliebfern in Halle durchstudiert; auch half er den Organisten bei ihrem Choralspiele und stand dem Kantor des Markenshaus-Gymnasiums bei der Einübung seiner Chorvorträge bei. Bei alledem war er ein unbefriedigender Schüler, den es aus der hiesigen Miers, wie er sich selbst ausgedrückt hat, mit Gewalt hinaus und zum Studium der Musik verlangte. Mit Widerstreben willigte der Vater ein und Franz wurde zu Friedrich Schneider nach Dessau gesandt. Da kam nun dieser gärende sein empfindende junge Künstler nicht an die rechte Quelle. Wohl empfing er einen gebiegenen Unterricht in allen Formen der Musik, aber was in ihm schummerte, war Schneider nicht der Mann, zu lösen und zu weiden; und als Franz nun in seine Heimat zurückkehrte, da schien er schon so halb und halb ein verlorenen Sohn zu sein, der es zu nichts Rechten gebracht hatte, noch bringen würde. Und dieser Verwundungszustand des künftigen Ueberdichters dauerte noch volle sechs Jahre an. Es wurden bedeutende, so entsehbende Jahre für sein Leben. Damals lernte er Bach und Schubert kennen, von denen besonders der letztere einen geradezu aufwühlenden Eindruck auf ihn machte; damals sog er aus allen Gebieten der Wissenschaft und der Literatur in engem Verkehr mit den besten geistigen Kräften der Vaterstadt ein, was sein Geist an Bildung brauchte. Und plötzlich, durch eine Drogenverfälschung gelöst, brach der Strom seiner Wieder aus ihm hervor und saß jeder Tag gear ein neues Lied. Es war im Jahre 1843, als Robert Franz dem deutschen Volke sein erstes Ueberbest vorlegte;

sein Geringerer als Schumann führte es mit warmen Worten ein; später haben auch Mendelssohn, Gade, Liszt (der ein begeistertes Büchlein über Franz veröffentlicht hat) und Richard Wagner ihre Bewunderung für den Hallenser Meister mit Nachdruck ausgesprochen und betätigt. Für Franz brachen nun nach und nach bessere Zeiten an. Er wurde fest „jemand“; er war der angesehenste Musiklehrer der Stadt, wirkte als Organist an St. Ulrich, bekleidete die Stellung des Universitätsmusiklehrers und leitete die Hallenser Singakademie. Nach und nach wurde er der „alte Franz“, eine in der Saalestadt wohlbekannte Persönlichkeit, deren Erscheinung jetzt Schoppers Denkmal auch den späteren Geschlechtern getreulich aufbewahrt hat. Dabei ging Franz als Künstler, ohne nach rechts und links zu sehen, unbeeinträchtigt seinem eigenen Weg. Wie hat er sich dazu verhalten lassen, das Gebiet zu überschreiten, das er als das seinige empfand und ansah; das Gebiet des Liedes. Er sagte einmal, indem er sich mit Richard Wagner verglich: „Richard Wagner ist der Mann weiter Wärme, ich verachte solche Schleuder und gehe lieber mit dem Spitzhammer auf einen Stein los.“ Sein Werk umfasst im ganzen nicht mehr als 279 Lieder, aber „in dieser Art und Weise!“ Die Eigenart des Franzischen Liedes liegt wohl zunächst und vor allem in seinem tiefen Verständnisse für das Dichterverstehen und in seiner unerfütterlichen Achtung davor. Er ist kein Dramatiker, er ist ganz Lyriker. Er erfaßt das Gedicht von seinem Kerne aus und baut auf diesem Grunde die Betonung auf. An der Strophenform hat er immer festgehalten. Seine Melodien sind schlicht, klar, fein, einprägnant; die Töne, die er auf seiner Harfe hat, mannigfaltig; sie gleiten vom tiefsten Ede bis zum neckischen Hebräer. Ein Hauch zarterer Empfindung, dem Dufte einer Blüte untergleichbar, ist zuletzt das, was an seinen Liedern das eigentlich Französische ausmacht.

Ein schweres Geschick betraf den Meister noch in seinen alten Tagen. Er verlor das Gehör. Hart, hart wurde es ihm, sich in dies Leid zu schicken, und der durch viel Verkenntung ohnehin schon recht verbitterte Künstler, konnte in seinen späteren Jahren zuweilen gar scharf über Menschen, Leben und Kunst sich äußern. Wer immer reicher strömte doch auch dafür in das stille Künstlerhaus zu Halle der Dank und die Anerkennung der musikalischen Welt, die mit den Jahren immer stärker empfand, was sie an Franz besah. Als er am 24. Oktober 1892 die Augen zum ewigen Schlafe schloß, war er bereits unter die klassischen Meister der deutschen Tonkunst und besonders des deutschen Liedes aufgeführt. Er ist und bleibt nach Liszt schönste Worte ein „Hilfster deutscher Lyrik“.

### Vermischtes.

\* Der Marienkäfer im Kinderlied. Den Marienkäfer, jenes kleine Tierchen mit den sieben dunklen Punkten auf dem roten Leibchen, sehen wir jetzt wieder überall im Garten, in Feld und Au umherzuschwärmen. Schon die vielen Namen, die ihm das Volk gegeben hat, wie Sommerkäfchen, Gottesläulein, Perggottläulein, Frauenläulein, Sonnenkäfer, Gottesstab, Sonnenfalken usw. beweisen, welche Zuneigung die Menschen dem Marienkäfer entgegenbringen. Bei unseren Vorfahren in der altheidnischen Zeit galt er als Bote der Liebe und als Wettervorhersager. Heute ist er namentlich in der Kinderwelt gern gesehen, und überall im deutschen Sprachgebiet lehrt die Mutter den Kindern, daß man einen Marienkäfer nicht töten dürfe. Auch in Kinderliedern kommt dieser kleine Käfer oft vor. So singen die Kinder im Nordwesten Deutschlands:

Sonne, Sonne, Katharine,  
 lat de Sonne schiene,  
 lat den Regen dwer gahn,  
 dat wol köunt na Schole gahn.

In einem anderen Lied, das fast überall in Deutschland mit Dialektverschiedenheiten gesungen wird, heißt es:

Sunnelüken flieg,  
 di Voder is in Krieg,  
 di Moder is in Vommderland,  
 Vommderland is affebrannt,  
 Sunnelüken flieg.

Noch in manchen anderen Liedern, die jetzt von Kindern draußen auf den Feldern, Wiesen und Wegen gesungen werden, mußte der Marienkäfer den Text liefern.

\* Niederschlag und Erntemenge. Ueber den Einfluß, den der Regenniederschlag auf die Erträge der Ernte ausübt, hat man natürlich gewisse Erfahrungen aus der Praxis. Der Landmann weiß genau, ob es zu viel oder zu wenig geregnet hat. Aber über Einzelfragen, wie etwa der Regen sich auf verschiedene Jahreszeiten am zweckmäßigsten zu verteilen hat, darüber herrschen zurzeit noch auseinandergehende Anschauungen. So gibt es Stimmen, wie die des Pflanzlichen Professors für Landwirtschaft Prof. W o h l t m a n n, die sich dahin aussprechen, daß die Höhe der Ernte im wesentlichen von der Höhe des Niederschlages abhängig ist, die im Winter gefallen sind. Ein heißer trockener Sommer bringt auch dann noch gute Ernten, wenn der Winter regenreich gewesen ist. Dagegen drückt ein regenreicher Sommer die Getreidernte stark herunter. Das Regenbedürfnis im ganzen genommen ist auch für die Sommermonate recht beträchtlich. Aber ein einziger recht-

zeitiger Regen, sei es ein natürlicher, sei es ein künstlicher, verursacht eine außerordentlich hohe Ertragssteigerung. Dem gegenüber tritt Geh. Rat Prof. K r i s t i g e r in der Deutschen Landwirtschaftlichen Presse andere Anschauungen. Indem er auf die Ergebnisse von diesbezüglichen Untersuchungen verweist, kommt er zu dem Schlusse, daß der Winterregen sich als einflußlos auf die Erträge der Ernte aller Feldfrüchte erweist, während mit der Menge des Sommerregens die Ernte, wenn auch nicht ausnahmslos, so steigen scheint. Dabei kommt es weniger auf die in einer längeren Zeit im ganzen fallende Regenmenge an als auf deren Verteilung über die Zeit. Schon eine kurze Dürrezeit kann für die Erntehöhe verhängnisvoll werden. Dürrezeiten aber müssen eintreten, wenn eine an sich genügende Regenmenge in ungünstiger Verteilung über die Zeit fällt. Es kommt also darauf an, auf wieviel Regentage sich die Gesamtwassermenge verteilt und auf die Höhe der an einzelnen Tagen fallenden Niederschläge. So fiel die Ernte von 1914 in größeren Gebieten deshalb so ungünstig aus, weil der Juli eine außerordentliche Hitze und Dürre brachte, nicht weil zu viel Regen gefallen wäre.

\* Joffres annamitischer Orden. Joffres Feldherrnruhm hat die allerhöchste Anerkennung des Königs von Annam gewonnen, der dem französischen Vorkämpfer in Anbetracht „des Ruhmes seiner Großtaten, der von Mund zu Mund läuft“, seinen erhabenen Orden Kim-Khang verliehen hat. Viel will das an sich nicht eben besagen, denn der König von Annam ist bekanntermaßen ein Vasall Frankreichs, der durchaus nach der Weisheit seines allmächtigen „Beschützers“ zu tanzen hat. Interessant aber ist der orientalische Brant, der mit der Verleihung des Ordens an den General sich verknüpfte. Enthalten war er in einer Kassette, die ihrerseits wieder in einem rotgoldenen Lackkasten lag. Die Verleihungsurkunde ist auf ein Stück Seide geschrieben, die auf zwei kurze, ellenlangefaltete Stäbe angewickelt ist. Da Joffre der annamitischen Sprache nicht kundig ist, so ist diese Urkunde von einer Uebersetzung begleitet, durch die General Joffre seines Ruhmes im fernsten Osten versichert wird.

### Büchertisch.

— 1914. Ein Tagebuch. Das neueste Heft von Prof. Eduard Engels im Erscheinen begriffenem, schnell allgemein bekannt gewordenem kriegsgeschichtlichen Werk „1914. Ein Tagebuch“ (George Westermann, Braunschweig, Berlin, Hamburg) enthält folgende bemerkenswerte Ausföhrung: In halbamtlichen deutschen Zeitungen wurden wir vor Monaten überflüssigerweise ermahnt, uns einer weissen Wäscheigung in den öffentlichen Verleihen über die feindlichen Staatsoberhäupter zu befeistigen. Dies geschieht ohne jede Ermahnung in der gesamten deutschen und österröichischen Presse. Nun höre man die Sprache, die ein Franzose von Ansehen gegen den Kaiser von Oesterreich führt. Im „Zeit Journal“ schreibt Stefan Bichon: „In Wien weiß man noch nicht, ob der alte Mannelein Franz Joseph — *ce vieux malet de Francois-Joseph* — endlich von der Notwendigkeit überzeugt ist, das Kaiserreich gutwillig zu amputieren.“ Die „Kölnische Zeitung“ fügt hinzu: „In diesem Tone spricht heute ein ehemaliger Minister des Reiches in Frankreich von dem fast 60jährigen Herrscher Oesterreich-Ungarns, mit der Hoheit einer Gefinnung und der Sprache, die einem solchen Greise gegenüber selbst ein Apache von Belleville anzuwenden noch zögern würde.“ Die „Kölnische Zeitung“ tritt sich; kein französischer Apache würde gleichwohl wem gegenüber mit irgendwelcher Hoheit zögern, und Herr Bichon ist nicht der erste französische Minister, der uns davon überzeugt ist, daß im Punkte des Apachentums die Gleichheit und Brüderlichkeit in Frankreich zur Regel geworden sind. „Man strecke dem Franzosen die weisse Haut ab, und der Turko kommt zum Vorschein“ — dieser Ausspruch rührt von Bismard her und war das Ergebnis seiner im Kriege von 1870 gemachten ähnlichen Erfahrungen.

— Männer und Völkler. Unter diesem Titel beginnt jetzt im Verlag Ullstein u. Co., Berlin, eine neue Reihe von Schriften (jeder Band für 1 Mark), zu erscheinen, die, von deutschen Gelehrten verfaßt, die Gesamtheit der durch den Krieg aufgeworfenen weltpolitischen Fragen in einer auch dem Laienpublikum zugänglichen Form behandeln werden. Den Anfang macht soeben der Band „Bismards Erbe“ von Professor Hans Delbrück, dessen politische Anschauungen bekanntlich recht häufig zum Widerspruch herausfordern.

### Arithmogriph.

- 1 2 2 überirdisches Wesen.
  - 2 4 2 3 beliebtes Nahrungsmittel.
  - 3 2 4 1 ein Naturprodukt.
  - 4 3 2 5 2 griechische Göttin.
  - 2 3 4 2 Stadt in Pennsylvanien.
  - 5 2 5 5 2 3 Bezeichnung für eine bestimmte Zahl.
  - 1 2 3 4 2 5 eine angenehme Zeit für Jung und Alt.
- Auslösung in nächster Nummer.

Auslösung des Logogrifhs in voriger Nummer:  
 Leber, Leder, Leser.